

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234.

Samstag, 27. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Sciajola hatte an Stelle von Grietje das Stempeln übernommen.

Offe senzte leise: „Warum haben wir uns nicht einfach ein Faksimile von meinem Namen anfertigen lassen! — Wo sind denn Grietje und dieser . . . Harold Hennlen?“

„Vermutlich sind sie noch einmal an den Hafen gegangen.“

„Natürlich. Grietje hat sich mal wieder gedrüht“ murmelte Offe mit einer bösen Falte zwischen den Brauen. Sie wurde nervös, antwortete auf das Schmeichelflüster ringsum sie her gar nicht mehr oder sehr unliebenswürdig. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. Sie sprang auf, durchbrach fast mit Gewalt den Kreis ihrer Verehrer und stürzte aus dem Hotel.

Im Dunkeln lief sie den Hafenplatz auf und ab. Sie suchte Grietje und den Amerikaner und lief auf den Molo, nach dem Leuchtturm hin, der gegenüber dem Steinbild des bayerischen Löwen die Hafeneinfahrt flankierte.

Ja, da vorn am Rundgang um den Sockel des Turmes standen Grietje und Thomas Mac Farland. Sie flüsterten leise miteinander, obwohl man auch ein lautes Wort kaum verstanden hätte, da eben der letzte Dampfer mit geisterhaft aus der Nacht geisternden Lichtvierecken tütend und prasselnd in den Hafen rauschte. Die weite Fläche des Sees lag da wie eine stumpf glänzende schwarze Scheibe, die schnell in die Nacht versank. Ganz in der Ferne blinkten einige Lichter. Der Himmel wölbte sich als schwarzblaue, vom zunehmenden Mond sanft durchsilberte Kuppel über der randlos erscheinenden Weite.

Grietje hatte die Hand auf Thomas Mac Farlands Arm gelegt. Ihr feines fremdes Gesicht leuchtete ganz hell aus der Dunkelheit. Eifrig sprach sie auf den Amerikaner ein, der den Kopf etwas geneigt hielt, um sich keines ihrer Worte entgehen zu lassen.

Sie wurden von Offe entdeckt. Ein paar grünlche Funken schossen aus ihren schräg stehenden, hellen Bernsteinaugen. Mac Farland sah sie zuerst. Grietjes Flüster verstummte sofort.

„Na, ihr beide?“ brachte Offe so harmlos heraus, wie es ihr im Augenblick überhaupt möglich war. „Ihr habt euch wohl eine Masse zu erzählen, was?“

„Oh, eine ganze Masse, ja“, sagte Thomas Mac Farland gedehnt.

„Aber wir wollten eben gerade wieder reinkommen“, rief Grietje hin. „Es ist schon kühl. Wie der Wind hier bläst!“

Offe sah sie mit einem Blick an, der in der Dunkelheit eine Wirkung verfehlte. Dagegen stach ihr Ton spitz auf Grietje: „Ist dir wirklich kühl? — Nun, ich hoffe, Hr. Harold Hennlen wird es nicht zugeben, daß sich seine Dame einen Schnupfen holt.“

„Ich werde es gewiß nicht zugeben“, versetzte Thomas Mac Farland würdig. Liebevoll legte er seinen Arm um Grietje und geleitete sie mit übermäßiger Fürsorglichkeit die Stufen hinab und den Molo entlang.

Offe war es anheimgestellt, den beiden zu folgen oder nicht. Sie folgte. Mit bitteren Gedanken, und, wenn sie offen gewesen wäre, so hätte sie sich jetzt eingestanden, daß sich in dieser Nacht zum erstenmal eine wirkliche Eifersucht gegen Grietje regte.

Grietje ahnte etwas von dieser Eifersucht und freute sich. Es würde vielleicht doch noch alles klappen. Der Plan, den sie eben mit Thomas Mac Farland gesponnen hatte, mußte gelingen. Freilich, eine Sorge blieb doch: was nützte es auch, wenn Thomas Mac Farland und Offe Söreland zusammenkamen — das letzte Wort, das für Grietje entscheidende Wort, hatte doch Flip Rastor zu sprechen.

11.

Kurstürze, geschlossene Börsen, wackelnde Finanzthrone, zusammenbrechende Konzerne, Kabinettskrisen. Die Not, unter der die deutsche Wirtschaft seit Jahren litt, hatte sich in den letzten Wochen ins Unermeßliche gesteigert.

Auch die „Lebensfragen“ hatten schwer zu kämpfen. Aber da sie ein junges Unternehmen voll Kraft und Energie waren, so merkte man ihnen die schlimme Krisenzeit nicht zu sehr an. „Eine vorübergehende kleine Indisposition“, sagte Flip, „eine harmlose Verdauungsstörung, was weiter!“ Sie waren jetzt das Vorzugskind Heinrich Wohlgemuths, dessen Druckerei, wie einer dem andern heimlich zuflüsterte, auf wackligen Füßen stand. Das huddelige Ledermännchen wurde von den kritischen Tagen derart mitgenommen, daß auch das geringste Nachlassen im Verkauf der tüchtigen Zeitschrift ihn zu lieblosen Blicken und Worten für die verantwortliche Schriftleitung hinriß. Und die erfreulich dicken Inseratenaufträge waren in Anbetracht der Zahlungseinstellung mancher inserierenden Firma keine reine Freude. Flip verursachte Wohlgemuths Benehmen weiterhin gelinde Unbill.

Und wie sehr Flips gefühlsmäßige Einschätzung von Heinrich Wohlgemuth berechtigt war, erfuhr er an dem Sonntag, an dem Offe mit ihren Begleitern den verbotenen Ausflug auf den Pfänder unternahm. Am Nachmittag dieses Sonntags benutzte er eine ihm übersandte Ehrenkarte, um sich ein Wettspiel auf dem Frohnauer Polopplatz anzusehen. Der Kampf, der immer nur halb im Sattel hängenden Reiter, die viel zu groß und zu schwer für die kleinen wendigen Pferde schienen, ließ ihn vorübergehend seine innere Unruhe vergessen. Offes Abwesenheit, die Tatsache, daß gestern das erste Bild eingetroffen war, auf dem er trotz des von Grietje darunter geschriebenen Namens Harold Hennlen seinen Rivalen Thomas Mac Farland erkannt hatte, all das erfüllte ihn so mit Ungeduld, daß er nirgendwo längere Zeit zu bleiben vermochte.

Als er nach dem ersten Tor planlos zwischen den Zuschauern herumslenderte, traf er auf Theo Brandenburg.

Brandenburg war es, der zuerst mit der Hand winkte und auf ihn zutrat: „Hallo, Rastor, was gibt es denn für Nachrichten von Offe?“

„Die müßten Sie als ihr Vetter doch eher haben als ich.“

„Na, man nimmt an den guten Freunden mehr Anteil als an der schlechten Verwandtschaft. Ich habe noch nicht das kleinste Lebenszeichen von ihr bekommen.“

„Sie wird es Ihnen nachtragen, daß Sie sie nicht verfolgen.“

„Nicht meine Schuld! Ich hatte meinen Wagen schon bereit, da brach diese schreckliche Katastrophe los. Außerdem vermute ich, daß die Verfolgung für mich so zwecklos wäre wie für Sie. Dieser Thomas Mac Farland wird kaum zu schlagen sein. Sie wissen doch von ihm?“

Flip nickte mißmutig. „Ich habe ihn nicht zurückhalten können“, brummte er.

„Ne, so einer läßt sich auch nicht zurückhalten. So einer geht drauf los wie Blücher.“

„Und Sie sehen zu“, bemerkte Flip trocken.

Brandenburg lachte auf. „Sie ja auch! — wie wär's, wenn wir zwei uns verbünden würden, um ihm das Handwerk zu legen?“

Flip zuckte die Achsel. „In diesem Falle ist man am mächtigsten allein.“

Sie kamen auf die „Lebensfragen“ zu sprechen. Theo Brandenburg erkundigte sich, wie die Zeitschrift jetzt gehe. Flip strich sie mächtig heraus, der Konkurrenz gegenüber konnte man nicht dick genug auftragen.

Da machte Theo Brandenburg eine Bemerkung, die Flip wie eine kalte Dusche traf. „Das ist ja recht erfreulich, was Sie mir da erzählen“, sagte er. „Wohlgemuth will uns nämlich die Zeitschrift verkaufen.“

Flip blieb wie festgenagelt stehen. „Was sagen Sie? Wohlgemuth will Ihnen die „Lebensfragen“ verkaufen?“

Theo Brandenburg schien über Flips Betroffenheit betreten und verwundert zugleich. Er hatte angenommen, daß Flip von Wohlgemuths Absicht wußte. Etwas unsicher wollte er dann einen Rückzug antreten: „Ich bin natürlich nicht ganz orientiert. Es mag nur ein Gerücht sein, und ich wollte Ihnen selbst nur mal auf den Zahn fühlen.“

Aber Flip unterbrach ihn. Er stellte sich vor ihn, legte ihm die Hand auf den Arm und hielt ihn so im Weitergehen auf: „Hören Sie mal, Brandenburg, reden Sie sich jetzt nicht heraus! Das können Sie bei mir nicht machen, verstehen Sie? Sie dürfen es auch nicht — um Oßes willen nicht. Oße Söreland hat das Geld zur Durchführung des Wettbewerbes gegeben.“

„Ich weiß. Um so mehr Grund für ihre Verwandtschaft, das Geld wieder in die Familie zu bringen“, versuchte Brandenburg zu scherzen.

Aber Flips Gesicht wurde hart, fast drohend. „Nein, Brandenburg, jetzt wollen wir mal keine Witze machen. In dieser Sache verstehe ich keinen Spaß. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mir reinen Wein einschenken. Und ich will meinerseits offen sein: ich habe diesem Heinrich Wohlgemuth schon immer nicht getraut. Er hat sich damals, als Oße das Geld gab, geweigert, die „Lebensfragen“ als G. m. b. H. von seinem Betrieb abzutrennen. Das verlangte ich nämlich, und Globias sollte als gleichberechtigter Teilhaber eintreten. Seine Weigerung gefiel mir nicht, und es tut mir heute von neuem leid, daß ich damals nachgegeben habe. — Also, jetzt sind Sie an der Reihe.“

Theo Brandenburg sah ein, daß er Farbe bekennen mußte. Ungern ließ er Flip in die Karten sehen: mit Wohlgemuths Druderei stehe es sehr brenzlich. Große Druckaufträge, die er vom Verlag Brandenburg bekommen habe, würden ihn allein noch über Wasser halten. Gewiß, die „Lebensfragen“ seien ein gutes Objekt, aber sie allein könnten den Zusammenbruch nicht mehr aufhalten. Da habe man ihm also ein gutes Angebot für seine Zeitschrift gemacht. Und er sei darauf eingegangen. Er sei geneigt, die „Lebensfragen“ zu verkaufen. Es sei eine durchaus korrekte Sache.

Flip kämpfte eine zornige Wallung hinunter, sein Gesicht war blaß geworden, so würgte ihn innerlich die Wut. Aber seine Stimme klang ruhig und freundlich: „Ich will

Ihnen etwas sagen, Brandenburg: die Sache ist nicht korrekt. Sie würde es sein, wenn man Globias und mich, die doch wahrhaftig erst die Geschichte hochgebracht haben, vorher gefragt hätte. Aber so wie sie jetzt liegt, ist sie eine bodenlose Gemeinheit — eine infame Schweinerei ist es...“

„Nanana!...“ Brandenburg versuchte zu beschwichtigen, aber er brachte keine rechte Überzeugungskraft auf.

Flip fuhr fort: „Es ist gut, daß Sie mir das alles gesagt haben. Jetzt kann man sich noch danach richten. Also dem Globias und mir soll einfach ein Tritt gegeben werden. Der Mohr kann gehen... Das ist ja ein ganz laiderer Kerl...“ Er war wieder ins Gehen gekommen, bei den letzten Worten blieb er abermals stehen und sagte lebhaft, als habe er sich mit der Tatsache schon abgefunden, als arbeite er schon an tauglichen Gegenmaßnahmen: „Noch bin ich der, der die „Lebensfragen“ in der Hand hält. Globias und ich, wir können sie von heute auf morgen fallen lassen. Nimmt Wohlgemuth keine Rücksicht auf uns, so werden wir auch keine auf ihn nehmen. Wenn Globias und ich es darauf anlegen, dann kaufen Sie Makulatur, Brandenburg, wissen Sie das? Und das war wohl auch der Grund, weswegen uns Wohlgemuth nichts gesagt hat: Angst hat er gehabt, daß wir ihm einen Strich durch die Rechnung machen, wenn wir von seiner Absicht wissen.“

Theo Brandenburg machte eine flüchtige Handbewegung: „Sie sehen die Sache doch nicht ganz klar, lieber Rastor. Wir legen durchaus keinen Wert auf den Besitz der „Lebensfragen“, wir haben ja den „Lebensweg“. Wir legen nur Wert darauf, daß eine von den beiden Zeitschriften eingeht. Solange wir die „Lebensfragen“ nicht haben, bekämpfen wir sie, das ist doch klar, und wir werden alles tun, um sie zum Eingehen zu bringen. Wenn wir aber die „Lebensfragen“ bekommen, dann geben wir ohnehin eine von den beiden auf — welche, das ist an und für sich gleichgültig.“

Flips Gesicht hatte sich bei Brandenburgs Darlegung verfinstert. Er biß wütend auf der Unterlippe herum. Er suchte nach einem Ausweg; aber er fand im Augenblick keinen und fühlte jetzt schon, daß er überhaupt keinen finden würde.

Das zweite Spiel auf dem Platz begann und lenkte die Gedanken der beiden ab. Aber Flip konnte doch kein Interesse mehr dafür aufbringen. Er verabschiedete sich von Brandenburg und fuhr in seinem kleinen Wagen in die Stadt zurück. Während der Fahrt entschloß er sich, Globias aufzusuchen. Er wollte sich sofort mit ihm besprechen. Sicher würde er ihn um diese Sonntagsnachmittagsstunde zu Hause treffen.

Globias bewohnte unweit von Flips möbliertem Zimmer, in der Nähe des Rollendorfsplatzes, eine Bierzimmerwohnung im vierten Stock eines alten muffigen Hauses in einer unfreundlichen Straße. Flip mußte dreimal läuten, bis endlich jemand kam. Globias selbst war es, der mit streng abweisendem Gesicht öffnete.

Als er Flip im Halbdunkel erkannte, verschwand zwar der abweisende Ausdruck, aber die freudige Überraschung schien nicht ganz echt zu sein. Globias war offenbar sehr verlegen. Zugleich versuchte der massige Körper in breitbeiniger Landknechtsstellung den Eingang zu verbarrieren.

Flips Sorge trat vorübergehend in den Hintergrund. Er war vertraut mit solchen Situationen: „Damenbesuch?“ grinste er.

„Also... da — da muß ich doch bitten!...“ stieß Globias hervor. Er drückte die Brust heraus, bekam indeß ein rotes Köpfchen. Er suchte trampfhaft nach einer Erklärung.

Es war ein Glück, daß er keine fand, denn er wäre im nächsten Augenblick Lügen gestraft worden: im Korridor öffnete sich nämlich eben selbsttätig und tückisch eine nur angelehnte Tür, und Flip konnte in einem altmodischen Wandspiegel Hanna Hederich sehen, die sich über den gedeckten Kaffeetisch beugte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn des Kaiserjägers.

Skizze von Hanns W. Kappler.

Der Föhn umbraute die Sempacher Hütte im Gebiet der Sonklar-Spige, trieb den Schnee vom Dach und wirbelte ihn in tollem Tanz umher.

Am großgezimmerten Tisch saßen rauchend und sinnend der Bergführer Sepp Mayrhofer und sein Begleiter Peter Ries. Mit der Erreichung des Zieles ihrer Bergwanderung war es nichts geworden, der Föhn hatte an Stärke gewonnen, und man mußte sich glücklich schätzen, wohlbehalten in der Sempacher Hütte angelangt zu sein. Das Feuer knisterte im offenen Herd, unruhig zuckten die Flammen auf und ab, hin und her, der Sturmwind riß den Rauch gierig aus dem Schornstein.

Mitten in die Behaglichkeit der Hütte ertönte plötzlich ein Poltern vor der Tür, die kurz darauf heftig aufgerissen wurde. Eine schneebedeckte Gestalt lehnte sich erschöpft an den Pfosten. Sepp und Peter sprangen auf, zogen den Mann in die Hütte und schlossen rasch die Tür.

„Allein gekommen?“ fragte Sepp.

Der Mann rang sichtlich nach Atem, schüttelte mit dem Kopf. „Mein — Gefährte — abgestürzt — —!“ rang es sich schließlich frohweise über seine Lippen.

„Abgestürzt?“ fragten Sepp und Peter wie aus einem Munde.

„Drüben — in eine — Gletscherpalte — —“

„Auf dem Südgletscher?“

„Ja, ja — dicht neben dem Spitzgrat.“

„Wer ist dein Begleiter?“

„Der Bergführer Inno Torri aus Bozen.“

Der Name des Abgestürzten übte auf die beiden Deutschen eine eigenartige Wirkung aus. Während Sepp Mayrhofer sich stumm abwandte, stieß Peter Ries einen leisen Pfiff aus. „Inno Torri!“ wiederholte er dann langgedehnt. „So, so ...“

Befremdet schaute der Italiener auf. „Signores, kennen Sie meinen Freund?“

Peter Ries lachte rauh auf. „Ob wir den kennen? Ein lieber Bursche, der Torri.“

„Was — bedeutet das?“ murmelte der Italiener.

„Ich will es Ihnen sagen“, bemerkte Peter Ries, und seine Augen blinnten. „Inno sechzehn war es, am Premaggiore. Sepp Mayrhofer's Vater lag dort als Kaiserjäger. Auf einem Patrouillengang wurde er aus dem Hinterhalt heimtückisch erschossen. Der Mörder war sein ehemals bester Freund, eben der Torri, der früher Bergführer in Belluno gewesen war.“

Der Italiener brühte sich schon in eine Ecke der Hütte und senkte den Kopf. Sepp Mayrhofer aber hatte inzwischen nach Eispickel und Seil gegriffen, der Rucksack hing ihm schon über der Schulter. „Nach! dich fertig, Peter!“ jagte er kurz.

Peter Ries schaute erstaunt zu ihm hinüber, als er aber das entschlossene Antlitz des Freundes sah, nickte er stumm mit dem Kopf.

Kurze Zeit später brauste der Föhn um zwei Männer, die sich mühsam durch Schnee und Eis einen Weg bahnten. Stunde um Stunde verging, ehe der Spitzgrat am Sonklar erreicht wurde. Drohend gähnte die tiefe Gletscherpalte in der mehr und mehr hereinbrechenden Dämmerung. Peter trieb den Rißel fest in vereistes Geröll, dann schob sich Sepp Mayrhofer vorsichtig über das Eis des Südgletschers. Am Rande der Spalte angelangt, rief er in das undurchdringliche Dunkel: „Hallo! Torri!“

„Hallo!“ kam es ganz deutlich aus der Tiefe zurück.

„Bist du verletzt?“

„Beide Unterschenkel gebrochen“, ertönte es als Antwort.

„Ein Deutscher bist du?“

„Ja. Wie tief liegt du?“

„Dreißig Meter müssen es sein. Wer bist du?“

„Der Sepp“, antwortete der Bergführer kurz.

„Welcher Sepp?“ kam es beharrlich zurück.

„Der Mayrhofer.“

„Der Bergführer aus Schönan?“ — „Ja.“

Eine Pause entstand, während der Sepp Mayrhofer das Seil durch die Hände in den Gletscherpalt abrollen ließ.

„Laß mich unten, Sepp Mayrhofer!“ tönte es plötzlich, gleich einem Schrei, aus dem dunklen Abgrund heraus.

Sepp ließ das Seil unbeirrt durch seine Finger gleiten.

„Leg' dir den Strang um die Brust, Torri!“ erklärte er ruhig.

„Ich zieh' dich hinauf.“

„Nein, laßt mich — hier unten! Ich hab' eine alte Schuld zu zahlen, Sepp Mayrhofer.“

„Ist erledigt“, brummte der Bergführer hinab. „Paß' dich, nimm das Seil und zieh' zu, daß du herauskommst!“

Einige Sekunden verstrichen, ehe Sepp an den Bewegungen des Seils spürte, daß der Verunglückte seinem Gebot folgte. Bald darauf lag Torri auf dem Gletschereis zu Füßen des Bergführers Sepp Mayrhofer.

„Ich würd' dir meine Hand geben zum Dank“, murmelte Torri leise, „aber es lebt Blut daran. Das Blut meines Vaters, Sepp Mayrhofer.“

„Nein! nicht, Torri! Hier ist die Decke, wir tragen dich nach der Sempacher Hütte.“

Aber die Rückkehr war beschwerlicher und voll größerer Gefahren als der Hinweg. Die Last des hilflosen Abgestürzten raubte den beiden Rettern viel von ihrer Sicherheit. Die Nacht brach herein, viele Stunden vergingen, ehe endlich das Licht der Hütte durch die Nacht schimmerte.

Sepp Mayrhofer und Peter Ries legten einen Toten auf den Fußboden der Hütte: Torri war erstorben, den langen Rückweg hatte er nicht überstanden.

Während sein Begleiter neben ihm kniete, zog Sepp langsam die Mütze vom Kopf. „Was meinem Vater nicht beschieden, ihm, dem Torri, wird es: ein Grab in heimatlicher Erde —“

Still wurde es in der Hütte. Draußen heulte der Föhn sein uraltes, grausiges Lied.

Leute auf dem Lande.

Von Professor Dr. Ernst Decsey.

Der Abschied.

Schon in Stadtkleidern setzte sie sich noch einmal ins Boot und ruderte das Gestade entlang. In wenigen Augenblicken sollte sie abreisen, schon stand der Autobus zum Bahnhof fahrbereit vor der Tür des Hotels. Aber einmal noch lehrte die junge Dame das Gesicht dem See, der Sonne, den Wäldern, den Wolken zu, noch einmal, bevor dies Glück versank und sie in die Stadt zurückgeschafft wurde, wo sie gleich tausend andern eine der steinernen Zellen bewohnte... Das Auto tutete, man rief nach ihr und nötigte sie ans Ufer. Gesentten Blicks bestieg sie das Gefährt. Es war der Anfang einer elfmonatigen Haft.

Morgen um diese Zeit lag sie wieder vor dem Schreibtisch, schrieb Diktat und gab verwirrte Antworten. Das blaue Auge des Sees tauchte aus der Glasplatte des Schreibtischs auf, und der Bürochef schrieb sie an. Sie war nicht bei der Sache. Nein, sie war es nicht. Sie war beim See. Angefangen von diesem ersten Bürotage. Elf Monate lang freute sie sich nun wieder auf den Augenblick, wo sie im Boot die pralle Sonne im Gesicht spürte, die süße Flüsterstimme des Wassers hörte, den Duft-Atem der Uferwälder, den Sinn ihres Daseins einzog. Elf Monate war sie abwesend von der Stadt, geistig sozusagen in den Armen des Geliebten — das galt ihr der See — und einen Monat brachte sie bei ihm zu, beim See, geklammert an seine Brust, das Antlitz an das seine gedrückt, und schon gerufen von der großen Stadt, der sie gehörte. Die Stadt zerrte sie am Kleid zurück, haschte nach ihr, warf das Netz über sie. Entzigt sie. So war das.

„Narreteil!“ lächelten die andern Hotelgäste unter sich, als sie verschämt im dunkeln Korb von ihrem letzten Bootausflug, dem letzten, kurzen Lebenswohl zurückkehrte. Ich fand es rührend. Wollte man einen Roman für junge Damen schreiben, die allein an einen See gehen, dann wäre dies die erste Szene: der Abschied. Ich weiß nicht, ob die junge Frau Elson hieß, oder Marion, ich kenne sie nicht, aber ich kenne ihr Geheimnis, die schöne dunkle Tiefe ihres Gefühls. Tausend Elsons oder Marions schmachten hinter Gittern eines Verliebes nach dem kurzen Sommer der letzten freien Freiheit. Und zwischen Abschieden liegt unser Schicksal.

Der Schmetterer.

In einem modernen Alpen-Hotel fand sich im Korridor an vielbegangener Stelle folgendes kleine Plakat: „Wir bitten Sie, diese Tür möglichst leise zu schmettern!“

Der maître d'hotel, der diese Inschrift angebracht hatte, war ein Seelenkenner. Er wußte, daß geschmettert wird, unter allen Umständen, denn Schmettern gehört zum Herrenbewußtsein eines reisenden Mannes. Man schmettert die Türen in Eisenbahnwagen, wirft die Türen in Hotels, man schleudert jede Art von Tür, denn die Erde zittert, wenn ein Heros kommt, und das Rauschen des Riefen muß bis in den Schlaf der andern gehört werden. Also Schmettern. Aber leise, bitte. Die andre Hälfte des Kulturmenschen soll sich erinnern, daß die schmetternde Hälfte sozusagen einem Barbaren gehört.

Man könnte diese Tafel auch in Wäldern anbringen, auf Berggipfeln, an schönen Punkten, dem Sonnenuntergang gegenüber. Aberall. Die Tafel könnte bitten, dort zu jaulen und zu toben, Trompete zu blasen, Kinder zu züchtigen, Sinnlosigkeiten zu schmettern, aber leise, leise... Ein feinhöriger Künstler wie Claude Debussy erklärte einmal, er begreife nicht, wie man nach einem erschütternden Musikstück im Konzertsaal die Hände ineinander schlagen könne, denn der wahrhaftige Widerhall der Schönheit kann nur die Stille sein, und „applaudiert man dem täglichen Wunder

eines Sonnenuntergangs?" Debussy hätte sich gewundert, wie von vielen unserer Sommermenschen die sterbende Sonne angeschrien, angeblasen, angeulkt, ihr Bruder zerschmettert wird. . . . Umsonst bemüht sich der Wald nach alten Überlieferungen — „Run ruhen alle Wälder“ — um abendlichen Landschaftsfrieden. Umsonst. Der homo sapiens läßt ihn nieder. Die große Stadt schleppt ihr Getöse, des klappernde Maschinengewehr ihrer Reden, die große Haubige ihrer Unruhe aufs Land mit.

Ein jüngerer Komponist schoß einmal mit seinem Revolver in einen Lautsprecher, der ihm gegenüber an der Wand eines Hauses angebracht war. Ein anderer Komponist erklärte, keine Steuern mehr zu entrichten, da ihn der hochgeehrte Staat durch seine Duldung des Lärms verhindere, seinem Beruf zu leben. Ich würde es nicht nachahmen, aber ich verstehe die Qual und Wut, die zu diesen Gesten führte. Hätte ich zu reden, ich würde überall Amtsplatze anbringen: Knallen Sie die Türen, tuten Sie in aller Ohren, dröhnen, poltern, singen, heulen, klavierspielen Sie, toben Sie Ihre Alleinheerrschaft über die Erde in allen Mischönen aus, zerfälschen Sie die Urstille, die den Gedanken gebiert — aber toben Sie leise, damit der Geist der Welt Sie und Ihre Kulturlosigkeit nicht erkennt!

Der Wetterer.

„Wenn ich komme, muß es natürlich regnen!“ Hiermit betritt der Wetterer die Halle, heutelt seinen Regenschirm, wirft sich in den Korbstuhl und stiert in die grauen Schleier, die draußen widerlich hängen schön einer hinter dem andern. Als ich einmal wagte, einzuwenden, Maeterlinck kenne auch eine Freude am Regen, eine Freude am tönenden Wassertropfen, eine Freude an der Kühle, tötete er mich mit einem gläsernen Drachenbild.

Ein Wetterer will verstanden sein. Die Natur hat offenbar auf ihn gewartet, um ihm einen Pößchen zu spielen. Der Kosmos hat keine andern Sorgen, als ihn und die ihm gehörende Portion Sonne. Es ist nicht anders, als wenn ihm der Kellner sein Lieblingsgericht von der Karte gestrichen hat. Und wie? Der Kollege im Urlaub vorher, hat Sonne gehabt, er nicht? Der Kollege ist schwarzgebrannt zurückgekehrt, er bleibt blaß? Auf Rat des Kollegen hat er diese Sonnengeduld aufgesucht, und nun —? „Das hat man davon“, fluchte der Münchener Bürger am Sonntag, „bal ich in d' Kirchen geh', fressen einem die andern die Weißwürst' weg. . . .“ Und so, in dieser „weggefressenen Weißwürst'-Stimmung“ sitzt der Wetterer im Saal, die Baden in den Händen, die Ellenbogen auf dem Tisch und beschuldigt. Er beschuldigt den Wirt, den Kellner, den Hausdiener, das Hotel. Sie haben ihn belogen, sie haben ihn betrogen, sie haben ihm kein Wetter serviert!

Die Hauptopfer der Wetterer sind die Gattinnen. Immer die Gattinnen. Alles, was sich im Zusammenleben häuften und wieder verdrängt worden war, steigt aus dem Urschlamm der Seele blasfengleich auf und zerplatzt. Sie hat natürlich die dicke warme Winterhose, sie hat das Unterleibchen, sie hat seinen Stadtpelz vergessen. Sie vergißt alles. Sie ist kein schlechtes Wetter. Nur ihr neues Hosen-Pojama hat sie natürlich nicht vergessen. Das nicht. Und weil sie alles ihrige hat und sich nicht mitärgert, sondern handarbeitend das Wetter still über sich ergehen läßt, empört sich der Wetterer zu vulkanischen Ausbrüchen: scheiden möchte er sich lassen, scheiden —!

Einem Regentag auf dem Land, den eine Großstadtspflanze im Schloß ihres Freundes nicht aushält, entnahm B. B. David eine seiner schönsten Novellen. Wahrscheinlich fiel sie ihm an einem jener Regentage ein, die wir so notwendig brauchen, um die innern Brunnen wieder aufzufüllen und schöpferisch zu werden. Ich segne die Regentage. Sie sind die Tage des Hinabsteigens über die hundert Stufen bis zu den mythischen Zisternen, die nicht austrocknen dürfen, sollen wir nicht an uns selbst verdursten.

Sein blaues Wunder.

Von Doris von Schoenhan.

Mariettas stadtbekanntes Cabriolet hielt gegen sieben Uhr vor dem Seidenhaus. Der Portier eilte herzu und öffnete die Wagentür, auf der ein riesiges M prangte. Marietta schritt auf berühmten schlanen Fesseln über das regennasse Pflaster, durch die Drehtür in den Laden.

„Ich möchte hellblaue Seide“, erlangte ihre gedämpfte Stimme mit dem weltberühmten müden Tonfall. Der junge Mann hinter dem Ladentisch blickte auf, stuchte und hätte beinahe gesagt: „Verzeihung, Gnädigste, ich glaube, wir

kennen uns?“ Aber da er ein Verkäufer von Welt war, schwieg er, und jetzt fiel ihm auch ein, wie oft ihm dieses zarte Gesicht mit den verschleierte Augen so vertraut vorkam. Als eifriger Kinobesucher erkannte er die Frau, die er unzählige Male auf der Leinwand hatte weinen, lachen, lieben, sterben sehen: Marietta Stone, den populärsten Filmstar Berlins, die deutsche Garbo, das Wesen, von dem die Frauen reden und die Männer träumen.

„Also zeigen Sie mir etwas in Blau“, und ungeduldig setzte sie hinzu, „vielleicht Atlas — es soll für eine Steppdecke sein.“

Freddys Herz schlug schneller. Eine seidene Steppdecke war für ihn von jeher der Inbegriff von Luxus, großer Welt und vornehmer Lust, und nun gar eine für Marietta Stone! Diese Vorstellung mußte selbst den kaltblütigsten Verkäufer aus dem Gleichgewicht bringen.

Mit der Geschwindigkeit eines Falschadentletterers flog er an den hohen Regalen auf und nieder. Es war ihm ja nicht vergönnt, seine anbetende Bewunderung in Worte zu kleiden, so versuchte er, sie durch Schnelligkeit seiner Beine auszudrücken.

Inzwischen hatte es sieben geschlagen. Ringsumher trafen Freddy's Kollegen räuspert die Vorbereitungen zum Laden-schluss. Aber Freddy achtete nicht darauf. Er hatte auch vergessen, daß am Ausgang seine große Liebe, das kleine Lehrlingmädchen aus dem ersten Stock, auf ihn wartete. Zwischen ihm und Marietta erhob sich ein graufames Gebirge aus blauen Seiden, über dessen Gipfel ihm ihre Befehle entgegenstürzten: „Bitte, zeigen Sie doch mal den zweituntersten Stoff rechts im dritten Fach von oben links. Nein, den daneben.“

Unermüdlich schleppte Freddy die Ware herbei. Als sie dann von zartester Berggrünlichkeitsfarbe bis zum tiefsten Marineblau alle Seidenarten vor sich hatte, verlangte sie, noch einmal die Regionen der rosa Nuancen zu durchsuchen. Aber da wagte Freddy zum erstenmal eine kleine persönliche Bemerkung: „Ach nein, Gnädigste, blau ist vorzuziehen, besonders für zarten Teint,“ dabei wurde er sehr rot.

„Dieser Atlas gefällt mir noch am besten“, Marietta zog unter Lebensgefahr einen Stoffballen hervor. Es war derjenige, den Freddy ihr als ersten gezeigt hatte, den sie aber mißbilligend als zu dunkel zurückgewiesen hatte.

„Er wirkt bei Tageslicht entschieden heller“, sagte Freddy. Aber von Tageslicht hätte er lieber nicht anfangen sollen, denn nun verlangte die verwöhnte Kundin von ihm, alle Stoffe in den Raum zu tragen, wo künstliches Tageslicht herrschte, um sie dort noch einmal zu prüfen.

Wie schön Marietta im Tageslicht aussah und jung wie ein Schulmädchen! „Wamp“, „Berderbliche Unschuld“, „Harmloses Raubtier“ — surrte es durch Freddy's Kopf. Ihm konnte sie nichts vormachen. Neulich hatte er einen Film von ihr gesehen: „Der letzte Kuß.“ Sie hatte einen Liebhaber um Mitternacht im Schlaf erschossen, ihn dann schnell zugedeckt, weil sie den anderen erwartete, der sie zum Ball abholen sollte. Mit dem hatte sie dann Champagnercoddails getrunken, während der Ermordete unter der Steppdecke . . . Freddy wurde ganz schwindlig zumute. Solche Szenen waren sicher auch im Privatleben der Diva nichts außergewöhnliches. Diese Steppdecke würde ihr blaues Wunder erleben.

Jetzt endlich hatte Marietta nur noch zwei Qualitäten zur Wahl.

„Also, ich nehme von diesem.“ Mit plötzlichem Entschluß zeigte Marietta mit ihrer schmalen Hand auf einen himmelblauen Atlas.

„Wieviel Meter darf ich geben?“ fragte Freddy. In diesem Augenblick siegte in ihm der merkantile Geist über sein schwärmerisches Jünglingsherz und während er sich Mariettas schlanke Glieder unter dem zarten Seidenmeer vorstellte, rechnete er die hübsche Summe aus, die durch diesen Verkauf als Provision für ihn abfallen würde.

„Für eine große Steppdecke braucht man etwa zehn Meter“, sagte er zielbewußt.

„Zehn Meter? Aber nein! Höchstens fünfzig Zentimeter.“ Marietta lächelte praktisch, zärtlich. „Es soll doch für eine Wiegendende sein — für meinen Jüngsten.“

Scherz und Spott

In der Kunstausstellung.

„Und was soll das darstellen?“

„Messalina, liebe Tante!“

„Ach — ich habe mir aber den italienischen Staatsmann ganz anders vorgestellt.“ (Tidens Tegn.)